

Harald Martenstein
Gefühlte Nähe
Roman in 23 Paarungen
C. Bertelsmann

1. Auflage

Copyright © 2010 by C. Bertelsmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-641-04884-6

www.cbertelsmann.de

Gitarrenkasten in der Hand. Sie trugen beide Rucksäcke.

N. erkannte ihn sofort. Sie sagte: »Hey, Doubek, du im Taxi, das gibt's doch gar nicht.« Er hatte sie seit der Schulzeit nicht mehr gesehen, als er so verliebt in sie gewesen war, wie er, seiner Einschätzung nach, nie wieder verliebt sein würde. Das hatte richtig wehgetan damals.

Er hatte dummes Zeug gemacht, zum Beispiel einen anonymen Drohbrief an den Lehrer geschrieben, der sie gevögelt hatte. Er hatte N. eine Zeit lang täglich angerufen, sie bestimmt zehnmal zum Kino eingeladen, was sie jedes Mal mit einer anderen Ausrede ablehnte. Baggern brachte bei ihr überhaupt nichts. Sie gehörte, so schätzte er es rückblickend ein, zu der Sorte von Frauen, die es eher abtörnt, wenn ein Mann zu deutlich Interesse zeigt.

Bei seinen ersten Freundinnen hatte er sich beim Sex immer N. vorgestellt, zumindest ihr Gesicht. Den Rest kannte er nicht so genau. Das war wie ein Zwang, sonst klappte es nicht bei ihm. Nach dem zwanzigsten Mal ungefähr begann der Fluch von ihm zu weichen.

Sie wollten nach Indien. Acht Wochen. Goa. Der Typ erzählte begeistert über die indische Spiritualität und das billige Gras, als ob Doubek das nicht alles selber wüsste. Er gab sich trotzdem freundlich und interessiert. Auf der Autobahn fuhr er langsamer als sonst und schaute oft in den Rückspiegel, um N. zu betrachten. Beiläufig fragte er, wer in den acht Wochen bei ihnen die Blumen gießen würde, acht Wochen, das sei doch bestimmt eine verdammt lange Zeit für so eine Blume. Er vermutete, dass in der Villa sonst niemand wohnte. Wenn es Eltern gäbe, dann hätten die sie wahrscheinlich zum Flughafen gefahren.

Der Typ antwortete, Zimmerpflanzen, nee, sowieso nicht. Für den Garten würde es einen Gärtner geben. Sein Vater arbeitete an der deutschen Botschaft, ein Zweck der Indienreise war auch, seinen Eltern N. vorzustellen. Das Haus, klar, ziemlich spießig, ein Scheißhaus letztlich. Er passte für seine Eltern darauf auf, bis sie in zwei oder drei

Jahren aus Indien zurückkamen. So lange studierte er sowieso.

Am Flughafen fragte Doubek N. nach ihrer Telefonnummer. Dabei schaute er sie intensiv an, mit einem Blick, den er in letzter Zeit schon ein paarmal mit gutem Erfolg ausprobiert hatte. Sie lachte und gab ihm die Nummer, danach fragte sie ihn nach seiner Adresse. Er schrieb die Adresse mit Filzstift auf ihr Handgelenk.

In diesem Moment kapierte der Typ, was Sache war. Er wurde nervös und sagte, ey, beeilt euch, das Flugzeug wartet. Kein Selbstvertrauen. Das ist kein Gegner, dachte sich Doubek. Nach der Indienreise ist bei den beiden der Ofen aus. Das steht so was von fest.

Diesmal wollte er nicht aus dem Bauch heraus entscheiden. Am Abend ging er zu einer Parteisitzung, was er wegen der Frühschichten nur noch selten tat. Außerdem lag die Partei in den letzten Zuckungen. Heute hielt Schulz das Referat. Es war üblich, dass ein bewährter Genosse auf Einladung des Ortsvorstands einen vom Ortsvorstand vorher abgeseigneten Vortrag von zehn bis zwanzig Minuten Länge hielt, über den anschließend diskutiert werden sollte. Die Diskussion bestand daraus, dass man Verständnisfragen stellte, Ergänzungen anbrachte oder die Thesen des Referates mit anderen Worten wiederholte. Widerspruch wurde nicht gerne gesehen.

Schulz sprach über Stalin. Was Stalin zu einem der größten Geister des Jahrhunderts machte, war seine Fähigkeit, die Dinge von ihrem Ende her zu betrachten. Welche Voraussetzungen sind nötig, um eine humanistische Gesellschaft zu errichten, eine Gesellschaft ohne Unterdrückung, ohne Ungleichheit, ohne Klassen, den Kommunismus also? Die Voraussetzungen einer solchen Gesellschaft kann man wissenschaftlich herausfinden, und wenn man sie kennt, muss man sie schaffen. Dabei wird es Opfer geben, aber diese Opfer werden mehr als aufgewogen durch das Glück der nachfolgenden

Generationen. Das ist wahrer Humanismus, ein Humanismus vom Ende her. Das Glück und der Fortschritt der Menschheit haben ihren Preis. Wer ihn nicht zahlen will, der landet zu Recht auf dem Müllhaufen der Geschichte.

Schulz war ein guter Redner. Er vergeudete sein Talent, fand Doubek. Aus Schulz konnte mal was werden. Wenn er allerdings so weitermachte, würde er trotz seiner Vorsicht früher oder später selber auf dem Müllhaufen der Geschichte landen.

Jedenfalls war das ein interessanter gedanklicher Ansatz – die Dinge von ihrem Ende her zu betrachten. Was würde Stalin tun, an Doubeks Stelle?

In den folgenden Wochen gab er Schulz keinen Tipp. Wenn er ihn in der Mensa traf, wo er manchmal hinging, um Studentinnen kennenzulernen, erzählte er ihm etwas über Rückenschmerzen, er sei dauernd krank, und über neue Schichtpläne, er müsse jetzt immer in der Neustadt herumfahren.

Nach vier Wochen kam die Ansichtskarte. Sie zeigte einen Tempel. N. schrieb aus Madras, das war in Südindien. Auf der Karte stand nichts Besonderes. Indien ist wahnsinnig interessant, eine super Kultur, die Menschen sind aber leider sehr arm. N. schrieb, wann sie zurückkam, Tag, Flugnummer, Ankunftszeit. Es wäre schön, wenn er sie beide abholen käme, mit seinem Taxi. Falls er zufällig Zeit habe. Das wäre echt schön.

Sie kamen abends an. Als N. und der Typ durch die Schranke kamen, lächelte N. ihn an, N. war braun geworden und schön wie eine indische Liebesgöttin aus Bronze. Der Typ lächelte nicht, er schlurfte, er roch wie eine indische Sondermüllhalde. Ein gemeinsamer Urlaub ist die Stunde der Wahrheit, dachte Doubek. *Europe is for boys, third world is for men.*

Im Taxi redete fast nur N., Doubek beschränkte sich auf Verständnisfragen und Ergänzungen. Oder er wiederholte einfach, in leicht veränderter Formulierung, was N. gesagt

hatte.

Doubek hatte Schulz vor zwei Stunden angerufen. Du, endlich habe ich wieder was für dich. Es lohnt sich. Eine Villa. Die sind aber nur bis morgen früh weg. Du musst dich beeilen.

Als sie die Villa erreichten, spürte Doubek, dass Schulz schon da war. Er glaubte, hinter den Fenstern das schwache Glimmen einer Taschenlampe zu erkennen.

Dass der Zeitplan aufgehen würde, war alles andere als sicher gewesen. Doubek kannte ungefähr den Rhythmus von Schulz, aber der hätte natürlich trotzdem schon längst weg sein können, oder noch lange nicht da. Das war Schicksal. Wenn es nicht klappte, dann klappte es eben nicht, dann würde er sich eben ein anderes Mal etwas anderes einfallen lassen. Schulz war allerdings ausgehungert, der hatte lange nichts mehr gemacht. Deswegen rechnete Doubek damit, dass er so schnell wie möglich zupacken würde, obwohl er in dieser kurzen Zeit sehr wahrscheinlich keinen zweiten Mann organisieren konnte. Und so war es offenbar auch.

Er holte die beiden Rucksäcke aus dem Kofferraum und verabschiedete sich von N. mit einem Kuss auf die Wange. Er versprach, demnächst einmal anzurufen. Ihren Typen beachtete er gar nicht. N. wollte bezahlen. Doubek winkte ab. Lad mich einfach mal auf ein Bier ein, wenn's passt, sagte er. Dann stieg er ein, schaltete das Taxilicht aus und drehte langsam eine Runde.

Es konnte jetzt alles Mögliche passieren, genau wie bei einer Revolution. Irgendein Ereignis setzt die Kettenreaktion in Gang. Es kann ein Streik sein, eine militärische Niederlage, der Tod einer wichtigen Persönlichkeit, alles Mögliche. Etwas passiert, dieses Etwas bringt die gesellschaftlichen Verhältnisse, die scheinbar stabil sind, ins Rutschen. Das Große bleibt groß nicht, und klein nicht das Kleine.

Als er, nach etwa zehn Minuten, zu dem Haus zurückkam, bog er, bevor er gesehen werden konnte, in eine Nebenstraße ab und fand dort einen Parkplatz. Er musste vorsichtig sein. Doubek stand hinter einem Baum, in sicherer Entfernung, als der Polizeiwagen vor der Villa hielt. Zwei Polizisten stiegen aus, ein älterer und ein junger. Das Gartentor war offen. Sie klingelten an der Haustür. Sie klingelten noch einmal. Einer der Polizisten, der ältere, ging um das Haus herum, wahrscheinlich suchte er einen Hintereingang.

In diesem Moment wurde die Haustür von innen geöffnet. Schulz stürzte heraus. Er schlug dem jüngeren Polizisten in die Magengrube, der zusammenklappte wie ein Taschenmesser, und rannte auf die Straße. Der Polizist rappelte sich schnell hoch, Respekt, topfit, der Bulle, dachte Doubek, und schrie etwas zu seinem Kollegen, der, ebenfalls ziemlich flott, wieder hinter dem Haus hervorkam. Schulz rannte auf die andere Straßenseite und sprang über eine Hecke, in den gegenüberliegenden Garten. Er wollte wohl durch die Gärten abhauen. Der jüngere Polizist spurtete ihm nach, während der ältere ins Auto stieg, um ihm auf der anderen Seite der Gärten den Weg abzuschneiden.

Schulz hatte die Nerven verloren. Was sollte das bringen? Die hatten ihn gesehen. Sie würden ihn garantiert kriegen, früher oder später. Doubek bezweifelte, dass Schulz ihn verdächtigen würde, so ein anonymer Anruf bei der Polizei kommt meistens von Nachbarn.

Ungefähr zwei Stunden später war Doubeks Schicht vorbei. Er setzte sich auf sein Fahrrad, es war schon fast elf, als er wieder vor der Villa stand. N. öffnete, nachdem sie ihn durch den Türspion betrachtet hatte, er entschuldigte sich für die späte Störung. Er fragte, ob die Geldbörse, die er in der Hand hielt, vielleicht N. oder ihrem Freund gehöre. Er habe sie im Taxi gefunden, nachdem er sie beide abgesetzt habe, und natürlich nicht hineingeschaut, aber vielleicht sei ja